



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Göhler, Georg: Die Ausstellung der Darmstädter Künstlerkolonie : ein  
Dokument deutscher Kunst

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

sie einem erneuten Anfall erliegen. Wenig Tage zuvor hatte sie in einer kleinen Gesellschaft in ihrem Hause Schillers *Rassandra* vorgetragen, und bei den Worten: „Soll ich mein Geschick vollenden, sterben in dem fremden Land?“ war sie selber wie von einer Vorahnung aufs tiefste ergriffen, und die Zuhörer erschrafen, wie ihr plötzlich der Atem und fast die Besinnung versagte. Am 22. Februar wurde sie auf dem Père la Chaise beerdigt. Reinhard aber schrieb dem befreundeten Arzt Harnier nach Kassel: „Was bedeutet es, weyn ihr Körper in ihr fremder Erde liegt? Ach! die Seele, der Geist, alles, was sie selbst war, gehört einem andern Lande an.“

In den hier mitgetheilten Briefen findet sich nichts, was auf ihre sehnsüchtige Rückwendung nach Deutschland hindeutete. Es ist aber schwer anzunehmen, daß Christine in den Briefen an ihre Mutter diese Saite ganz unberührt ließ. Hat die Herausgeberin solche Stellen ausgelassen? Die Publikation ist für französische Leser bestimmt, und dadurch scheint auch die Auswahl, die aus den Briefen getroffen ist, beeinflusst zu sein. Durch die Vermittlung der Société d'histoire contemporaine an die Öffentlichkeit gebracht, erscheinen die Briefe jetzt als ein Beitrag zur französischen Geschichte jenes Zeitraums; man hätte sie als Beitrag zur Kenntnis einer merkwürdigen deutschen Frau bearbeiten und veröffentlichen können, und damit hätte die Herausgeberin dem Andenken ihrer Großmutter vielleicht einen größern Dienst erwiesen.

W. L.



## Die Ausstellung der Darmstädter Künstlerkolonie

Ein Dokument deutscher Kunst



ie ästhetische Erziehung des Menschen, über die einst Schiller seine berühmten Briefe an den Herzog von Holstein-Augustenburg geschrieben hat, hat in der neusten Zeit wieder angefangen, eine Rolle in der Kulturentwicklung zu spielen. Zum Teil Modesache, zum Teil ein Verlegenheitsprodukt, da man sich in religiösen, philosophischen und sozialen Fragen nicht recht zu helfen weiß, zum Teil notwendige Reaktion gegen unhaltbare Zustände, hat sie ihr Gutes und Schlechtes, ihr Bleibendes und ihr Vergängliches wie alle derartigen Strömungen im Geistesleben; auch ihr Tragisches hat sie und ihr Komisches. Beides am meisten da, wo am stärksten gekämpft, am kühnsten geneuert wird. Neuern wollen sie ja überall, in der Sprache, wie schon das Wort sagt, in der Dichtkunst, auf den Bühnen, in und an den tausend Buden auf dem Jahrmarkt des Lebens, in und an seinen Akteuren, überall. Und wer nicht mitthun will,

solls lernen, er soll erzogen werden; man bildet ihn, man „vorbildet“ und zeigt, wies zu erreichen ist. Denn wir alle sind noch lange nicht ästhetisch genug, auch die meisten Künstler nicht, wenigstens wir altmodischen nicht, die wir, wie jüngst Villenron in der Karikatur des Simplizissimus, noch behaglich Klöße essen und Bier trinken mögen und uns nicht immer in den heiligen Einsamkeiten unsrer Künstlerseele baden. Aber das sollen wir lernen. Wenn es Mode geworden ist, lernt es vielleicht mancher aus Geschäftsgründen und wird für sein öffentliches Leben ein Mensch der Feier. Wer es lernen will, kann die ersten Stunden in Darmstadt nehmen.

Ein Dokument deutscher Kunst! Das klingt recht stolz, und geheimnisvoll wie die Plakate. Doch gehn wir hinein, vielleicht hilft's. — Auf dem Mathildenhügel zu Darmstadt erhebt sich. Mitten drin goldig leuchtend die russische Kapelle. Ein Dokument deutscher Kunst! Von den beiden hohen Pylonen, den Trägern des großen Velums, das den Eingang überspannt, grüßen uns die ersten neuen Menschen, zwei Züge Menschen, darstellend den „Drang der Menschheit zur physischen und moralischen Schönheit.“ Ästhetische Erziehung! Doch wir greifen vor, denn was das Bild darstellen soll, sagt uns nur der Katalog, den wir erst drinnen kaufen müssen. Auf seiner letzten Umschlagseite steht zu lesen: Der Katalog wurde verfaßt von Professor Olbrich. Es ist gut, das zu wissen. Das Deutsch des Katalogs ist nämlich leider kein Dokument deutscher Kunst, sondern eine Schande! Eine kleine Probe genügt: „Der Ausstellungszaun. Um die Abgrenzung des Ausstellungsterrains zu einem künstlerischen Moment zu erheben und diese den Ausstellungseinnahmen dienstbar zu machen, wurden in Entfernungen von je 6 Meter Tafeln gestellt, die innen und außen Reklameplakate aufnehmen sollen. Durch diesen Gedanken ist nebst dem Zweck der Abgrenzung auch eine Summe von künstlerischer Arbeit geweckt und für die Plakatkunst ein idealer Raum geschaffen worden.“

Was diese idealen, für eine durchaus nicht „erstklassige“ Plakatkunst bestimmten Räume umschließen, das ist die Künstlerkolonie. Hier erheben sich die Häuser, in denen sich nach dem Willen des Großherzogs von Hessen die von ihm berufenen Künstler als Führer der neuen kunstgewerblichen Bewegung betätigen sollen.

Vielleicht hätten sie mehr erreicht, wenn sie nur das gewollt hätten; hoffentlich besinnen sie sich noch darauf und machen so wieder gut, was sie jetzt versehen haben. Aus Versehen haben sie nämlich oder wenigstens viele von ihnen Gernegroß gespielt und statt wertvoller Proben ihrer Begabung ein Schauspiel für Freunde unfreiwilliger Komik gegeben. Bedeutsam ist an der Ausstellung, abgesehen von verschiedenen Einzelleistungen, die hier nicht aufgezählt werden können, der Reichtum an guter Kleinkunst und die Art und Weise, wie der Großherzog von Hessen den Künstlern seiner Kolonie freies Arbeiten gewährleistet hat. Nichts von dem Zwang der Hofkunst, nichts von Schablone und Kommando. Das kann nicht genug gerühmt werden, und dieser

Anfang macht hoffentlich Schule. Sehr zu beklagen wärs aber, wenn auch die Ausstellung und ihre künstlerischen Prinzipien Schule machten. Mit deutscher Kunst hat sie nämlich herzlich wenig zu thun. Es ist so etwas wie „Über unsre Kraft,“ dritter Teil! Björnson begnügte sich mit der religiösen und der sozialen Seite des Problems. Hier kommt die ästhetisch-künstlerische Ergänzung. Ich sagte schon: eine Tragikomödie. Künstler, die im allgemeinen für künstlerische Äußerungen kleinen Stils geschaffen sind, die schöne Plaketten und Skizzen, Buchschmuck und kunstgewerbliche Arbeiten, Pastelle und allenfalls Ölgemälde, Teppiche, Möbel und Glasfenster mit erfreulichem Geschmac und lebendiger Phantasie zu erfinden vermögen, wollten ein Gesamtkunstwerk der Raumkunst schaffen, wollten ein ganzes Leben in der Kunst geben. Der große Zug fehlte, so mußte es wieder einmal die Masse bringen. Man machte nur noch in Kunst, das Ganze von oben bis unten mußte Kunst werden, man wurde aus Prinzip ästhetisch.

Das verderbliche an der Darmstädter Kunst sind die Kunstanschauungen, auf denen sie erwachsen ist. Die Kunstanschauungen der modernen Ästhetiker sind es, und auf denen errichtet man kein Dokument deutscher Kunst. Denn dieses Ästhetentum ist weitaus zum größten Teil Gefühlsspinnerei, die in dem Gigerlkoftüm der modernen Stimmungsmenschen herumläuft. Man soll, um diesen Grundzug des innersten Wesens der Künstlerkolonie zu erkennen, den schon zitierten Katalog von Olbrich durchaus nicht mit nachsichtiger Gnade beiseite schieben; er ist, was man auch sagen möge, das eigentliche Dokument! Sein Stil ist schon vielfach parodiert worden, aber genügt die Parodie bei folgenden Proben: „Das Wohnzimmer. Eine schwarz-weiße Zeichnung. Dem Guten im Menschen eine Verkörperung im Raum zu geben war Motiv für alles.“ „Das Schlafzimmer. Der Raum der Ruhe. Das große Bett an der vollen Wand als das Hauptmotiv im Raum. Die beiden Seitenwände durch Säulchen geteilt dem Kult lieber Menschen gewidmet.“ Genügt da die Parodie? Ich hatte einen Freund, der auf der Schule dem Geschwätz poetisch sein wollender Kameraden mit dem nüchternen Worte: „Gackre nicht!“ ein Ende zu machen pflegte. Ein Gackern, noch dazu mit den Allüren eines abkunftsstolzen exotischen Hühnchens ist auch diese Empfindungsstammelei. Ich kann in solchen Produktionen nicht bloß einen lapsus rationis sehen, sondern überhaupt gänzlichen Mangel an künstlerischer Echtheit; das ist kein schäumender Most, der noch einst einen guten Wein geben wird; nein — „die Limonade ist matt wie deine Seele.“ Richtige Wiener Kaffeehauslimonade, geschlürft von richtigen Wiener Kunstkomödianten. Das ist, Gott sei Dank, wenigstens im Reiche noch kein Dokument deutscher Kunst, und daß es nie dazu werde, dazu gilt es, das Kind gleich beim rechten Namen zu nennen.

Die Künstler haben sich auf der Mathildenhöhe zu Darmstadt, die ihnen die Huld des Großherzogs überlassen hat, Häuser gebaut, die ihnen später als Wohn- und Arbeitsräume dienen sollen; diesen Sommer aber sind sie Ausstellungszugstück für den durchreisenden In- und Ausländer. Aber beurteilt

wollen sie sein als Wohnhäuser, als Künstlerwohnhäuser. Jeder kann sich nach dem alten Fritz auf seine Façon seine himmlische Wohnung bauen, warum nicht auch die auf Erden? Als durchaus subjektiven Ausdruck künstlerischer Überzeugungen (oder Überreizungen!) lassen wir deshalb die Häuser gelten. Aber wir protestieren gegen die Verallgemeinerung des künstlerischen Grundprinzips, dem sie Ausdruck geben; wir protestieren dagegen, daß in diesen Dokumenten deutscher Baukunst das eigentliche Kunstgefühl unsrer Tage Ausdruck gefunden habe. Wir nehmen auch gern allerhand Anregungen mit, weigern uns nur anzuerkennen, daß wer echtes Kunstgefühl habe, sympathisieren müsse mit den Ideen, die hier Leben gewonnen, oder sagen wir vorfichtiger, Ausdruck gefunden haben.

Es ist sehr viel Schwächliches, Anormales, Pathologisches in dieser Mathildenkolonie. Sie ist das Heim einer sezeßionistischen Künstlergruppe, die l'art pour l'art zwar nicht als ihr Programm ausgiebt, sondern im Gegenteil behauptet, alle Kunst mit dem Leben in Beziehung zu setzen und das Leben selbst zum Kunstwert gestalten zu wollen. Aber erreicht sie das dadurch, daß sie ihre Häuser von oben bis unten Kunst reden lehrt? Ist dieses ewige Stimmung suchen, dieses ewige Untöntfeinwollen etwas, was notwendig künstlerisch sein muß? Ist's nicht die Folge einer besondern, krankhaften Nervenanlage und einer ungenügenden Kultur des Geistes und Willens? Der Mensch ist doch gewiß nicht dazu da, nur Kunst zu genießen, und die ästhetische Aufnahmefähigkeit eines Menschen als höchste Blüte seiner geistigen Kultur ansehen zu wollen, ist immerhin gewagt. Jedenfalls hat aber jeder Mensch, auch der Künstler, mehr Pflichten, als bloß in der Kunst zu schwelgen. Über dem Künstler stehe der Mensch! Das verlernt sich aber in Darmstadt. Dort sieht's aus, als ob das A und O aller Kultur die künstlerische sei, die sich mit einer Aufdringlichkeit breit macht, daß einem Menschen von Fleisch und Blut und von Verstand schwindlig werden muß. Kunst wird für alle Zeiten zwar kein Luxus, keine Mode, aber doch etwas Sonntägliches bleiben, dem man nicht durch das Markttreiben des Alltags seine tiefste Wirkung nehmen soll. Denn genau wie die Böllerei der Leute, die keinen Beruf haben und bereit sind, Feiertag auf Feiertag totzuschlagen, uns schließlich die schwammigen, kraftlosen Gestalten schafft, die an allen Vergnügungsorten zu finden sind, so giebt dieses endlose Verfinken in Kunstbuselei die ästhetischen, nervösen Sammerpuppen, die sich noch dazu als die eigentlichen Inhaber echten Kunstempfindens fühlen. Der ganze Ästhetizismus, der sich in so vielen Kunstströmungen breit macht und in Darmstadt ganz besonders blüht, bedeutet deshalb eine ernstliche Gefahr für die Kraft der Nation, auch für die künstlerische Schaffenskraft. Es macht so einen zeugungsunfähigen, schwächlichen, hysterischen, weiblichen, fast weibischen Eindruck; mit seiner Negation aller großen, der viel höhern ethischen Werte ist er eine so kleinliche Erscheinung, daß man vor einer Ansteckung größerer Massen nicht genug besorgt sein kann. Zunächst wird die Mode ja außer den schwächlichen Künstler-

naturen vor allen Dingen die Frauen ergreifen; zum Glück giebt's auch hier schon kräftigere. Ich ging durch die Ausstellung mit einer jungen Dame, die schließlich ihr Urteil in den Satz faßte: 'Es ist gerade wie bei einer Freundin von mir, zu der ich auch immer wieder sage: „Wozu nur dieses unaufhörliche Stimmungmachen?“

Ja wer es nötig hat, so immer wieder Stimmung zu machen, sich immer wieder anzuregen, sich zu erregen und sich Sensationen hinzugeben, ist der denn ein Künstler? Eine Frauennatur, eine empfängnisbedürftige Frauenseele mag es sein; für großes künstlerisches Schaffen aber ist er nicht geboren. In solcher Luft wird weder kraftvolles, selbständiges Künstlerschaffen gedeihen, noch wirklich frische, gesunde Liebe zur Kunst!

Kurz bevor ich nach Darmstadt kam, stand ich in Bonn im Geburtszimmer Beethovens, in der kleinen grauen Dachkammer, deren Fensterchen hinaus auf den schmalen Hof mit der weinbewachsenen Mauer führt. Ein paar Tage später kam ich in das Haus eines unsrer kernigsten neuern Komponisten. An den schlichten Wänden ein paar Reproduktionen von Böcklin und Dürer; auf dem Flügel in malerischer Unordnung die Noten, im Wohnzimmer häusliche Behaglichkeit, Urväter Hausrat an Wänden und in Schränken, durch die Fenster ein Blick auf einen Hausgarten und auf Nadelwald; nichts zu einander gestimmt, und doch — auch ohne den Gedanken, daß hier ein Künstler wohne — Stimmung! Aber dort in der Kolonie? Man merkt die Absicht! Das Wort Kolonie ist übrigens ganz gut, ja noch zu gut. Es wird nie Mutterboden werden, wenigstens nicht für das, was wir ersehnen, für eine große deutsche Kunst. Das sollte es zwar ursprünglich auch nicht sein. Aber nachdem mans aufgekauft hat, muß sich die Luftblase gefallen lassen, daß man auf sie schlägt und ihr Stiche versetzt, damit die leichte Luft entweichen kann.

Was übrig bleibt ist bescheidne, aber erfreuliche Kleinkunst; für die wollen wir gern alle Anregung mit nehmen, die man uns giebt; ja es giebt da so viel zu sehen und zu kaufen, daß sich eine Reise wohl lohnt. Wenn man gegenüber dem prätentiosen und präziösen Aufputz kühl und gesund bleibt, kann man viel Freude haben. Auch ein Laie wird wohl einsehen, daß bis auf das Haus von Peter Behrens die Privathäuser sehr viel fragliche Dinge enthalten. Und man braucht kein Baumeister zu sein, zu fühlen, daß wer so sinnwidrige Treppen baut wie Olbrich, überhaupt die wichtigsten Rücksichten auf die Praxis vergessen hat. Denn was nützt alle Kunst, wenn man den bescheidensten Forderungen einer vernünftigen Praxis so ins Gesicht schlägt. Die allereinfachsten Dinge sind nicht gelöst, und dafür ist das sensitivste Gefühl über jeden Thürdrücker ausgegossen!

Der Grundfehler ist eben der, daß einige der Künstler blind waren für das Kaliber ihrer eignen Natur. Das alte Goethische Wort: „In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister!“ hat in anderm Sinne, als es der Dichter meinte, hier wieder seine negative Bestätigung gefunden. Soll man

daran erinnern, wie viel Freude man an der Farbenfreudigkeit von Hans Christianfen haben kann, wie unmittelbar seine Zeichnungen und vor allem die prächtigen Pastelle wirken, wie entsetzlich verfehlt aber der Versuch ist, auch in der ganzen Gestaltung seines Hauses seine Natur zum Ausdruck zu bringen, wie fürchterlich plump der Vorbau mit dem überlebensgroßen Menschenpaar in Mosaik wirkt, wie kläglich sich in der Junipracht der blühenden Rosen die Stilisierung seines zu Tode gehezten Rosenmotivs an seinem Hause ausnahm?

Es wäre jammersehade, wenn die Ausstellung alle die Darmstädter Künstler, unter denen sich ganz tüchtige Kräfte finden, in Mißkredit brächte, und wenn die Manier, die vielleicht nur einige, besonders Olbrich, auf dem Gewissen haben, typisch und maßgebend für das gesamte Schaffen würde. Vor allen Dingen muß der Geist der Dekadenz, das affektierte Stimmungsmachen heraus. Welche Trostlosigkeit und Hilflosigkeit dieser Geist mit sich führt, beweisen auch noch einige Verse, die leider in monumentalen Lettern aere perennius im großen Saale des „Hauses der Arbeit“ als Umschriften symbolistisch-rätselhafter Bilder prangen: „Zur Forschung Weisheit sich gesellt, wie reife Frucht vom Baume fällt.“ „Begeisterung und Weisheit spriesen(!) aus hoher Kunst und klarem Wissen.“ Unfähigkeit auch hier, bedauernswerte Unfähigkeit, über die Stammerei des degenerierten Ästhetentums hinauszukommen; Pose, nervöses Augenverdrehn, schön gepflegte Feiertags Hände, Flucht vor dem Leben, Tragikomödie.

In einem der Häuser liegen im zweiten Stockwerk zwei Zimmer. Das Zimmer der Tochter, und das Gastzimmer. Ganz allein, hoch oben, mit einem Blick über die Ausstellung hinaus. Ich mußte mir eine Novelle dazu dichten, daß die beiden sich lieb haben, die Tochter und der Gast. Ob er wohl von den Sehnsüchten seiner und den Schönheiten ihrer Seele zu ihr reden wird, ob sie seltsam wie schlanke Lilien in die heilige Nacht des Himmels aufschauen werden, während die Klänge ihrer Seelen zusammenrauschen zu einem vollen Akkord, der leise durch die Welt zittert? Oder wird er ihre Arme um seinen Hals legen und sie küssen, wie sonst die Menschen thaten! — Mir sagt die Geschichte mehr als tausend Beispiele. Sie redet mir mit froher Zuversicht davon, daß die Kunst à la Darmstadt nicht siegen wird über die, die auf dem Boden kräftigen Lebens erwachsen ist und den Menschen nicht in Dunst hüllt und in Kostüme steckt, sondern ihm als unaufbringliche Freundin Hände und Kopf frei läßt zum Handeln, zum Handeln und Leben! Denn das Leben steht über der Kunst, und alle seine Schönheiten und Schmerzen tilgt auch der Ästhetizismus nicht! Die Menschen bleiben Menschen auch in der Künstlerkolonie. Zum Beweise noch eine Geschichte. Im Restaurant saß beim Mittagessen eine größere Gesellschaft aus Hofkreisen, zum Teil entzückend angezogen, im ganzen etwas englisch, aber erfreulich lebendig. Eine der Damen nahm einen Augentropfer, um der neben ihr sitzenden Freundin als Krankenschwester zu dienen. Ich sah und dachte getröstet: „Auch hier eine kleine Bindehaut-

entzündung. Rp. Zinc. sulf. usw.“ Es ist gut, daran erinnert zu werden, daß es auch auf der Mathildenhöhe menschliche Dinge giebt, daß das Leben doch Recht behalten wird sogar gegenüber Dokumenten deutscher Kunst!

Georg Böhler



## Pretorias letzte Tage unter der Burenherrschaft



in aufgeregtes Treiben herrschte in Pretoria, als die Thatsache bekannt wurde, daß sich die Engländer der Hauptstadt näherten. Die letzten Leute, die noch „kommandierfähig“ waren, die es aber durch ihre gute Bekanntschaft oder Verwandtschaft nach „oben“ oder auf andre Weise vermocht hatten, sich noch von der Front fernzuhalten, mußten dem strengen Befehle des Generalissimus Botha, sich ihren Kommandos unverzüglich anzuschließen, Folge leisten. Auch Tausenden, die ihren zweiwöchigen Urlaub bei der bisherigen schlappen Handhabung des Kriegsgesetzes auf zwei Monate ausgedehnt hatten, wurde der Besuch zu Hause durch die neue verschärfte Maßregel jählings abgekürzt. So boten nun die Straßen ein recht lebhaftes Bild. Von allen Seiten hörte man, wie sich die Leute Abschiedsgrüße zuriefen; hier und dort sah man auch weinende Frauen, doch im allgemeinen machte der Abschied keinen tiefern Eindruck mehr. Man schien im Laufe der vergangenen acht Monate schon daran gewöhnt zu sein, es gehörte das Abschiednehmen schon zum Alltäglichen. Auch an scherzhaften Äußerungen über eine kleine, wenn auch unfreiwillige Reise nach St. Helena fehlte es nicht.

Der Mittelpunkt des ganzen Lebens in Pretoria war der Bahnhof. Fast die ganze Bevölkerung war abends dort bei der Ankunft der Züge von Middelsburg und Zoutpansberg versammelt. Die Züge wurden durch die nach der Front ziehenden Buren so überfüllt, daß zuweilen noch Extrazüge die Zurückgebliebenen befördern mußten. Nur mit Mühe und Not war man imstande, sich seinen Weg durch die dichtgedrängte Volksmenge zu bahnen. Die neuesten Nachrichten schienen den Buren wenig Mut einzuflößen. Fast täglich waren denn auch einige Helden zu treffen, denen der Mut schon auf dem Bahnhof gesunken war, die sich beschwerten, daß sie nicht erster Klasse befördert werden sollten, so wie es guten Bürgern zukäme, und die dann ohne weiteres den Weg nach Hause antraten. Andre wieder, die weniger anspruchsvoll waren, suchten hinter dem Zuge so lange nach einem Sitzplatze, bis das ersuchte Signal zum Abfahren gegeben wurde, das dann auch zugleich ein Zeichen für ihre Heimreise war. Jeder Bur ist ja sein eigener General; mit einer Armee von Generalen kann man aber keine Schlachten schlagen. Die Ausländer, die es sich erlauben konnten, mit Rind und Kegel eine Reise nach Europa zu machen,